

deutungsvoll, dies heifere Menetekel vom dritten Geschlecht zu rufen. Natur und Schicksal gehen ihren unerbittlichen Gang. Wer zerstampft wird, war nicht zum König bestimmt.

Jakob Wassermann.

Secession.

(Zur dritten Kunstausstellung der „Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs“.)

Ich vermuthe, daß nach uns eine Zeit großer Menschen kommen wird: diese sollen wir bereiten helfen. Das mag der Sinn unseres wunderlichen Wesens sein. Sie bereiten helfen, indem wir nicht ablassen, so neue Wünsche und so heftige Forderungen aufzulegen, daß sie nicht mehr zu beschwichtigen sind. Niemals ist eine solche Sehnsucht nach einem freien und wahrhaften und heroischen Leben unter den Menschen gewesen. Sie schütteln sich, sie ringen die Hände, sie sind zum äußersten entschlossen. Das ist vielleicht der ganze Inhalt dieser Zeit, daß durch sie das alte Leben den Menschen unerträglich geworden ist. Jetzt sind sie auf das höchste gespannt und werden sich nicht mehr beruhigen können. Am Ende werden wir freilich immer nur gefordert haben, wir aus dieser Zeit. Aber dieses ungeheure, ja bedrohende Forderer ist eine That gewesen. Wie Monumente stellen wir unsere Begierden hin. Unter ihren strengen und das größte gebietenden Blicken wachsen die Nächsten auf. An ihnen wird es sein, uns zu genügen: sie lösen unsere Worte ein.

So sind auch die Werke eines jeden von uns anzusehen: als große Forderungen. Man klagt uns an, daß wir uns vermessen und doch unserem eigenen Willen nicht gewachsen sind, keiner von uns. Aber wer hätte das nicht selbst gefühlt? Wer von uns hätte nicht, wie Klinger einmal sagt, über den „ganzen Jammer der lächerlichen Kleinheit des kläglichen Geschöpfes im ewigen Kampfe zwischen Wollen und Können“ bei sich geklagt? Nur ficht uns das nicht an, denn wir empfinden, daß es nicht an uns ist zu geben, sondern zu fordern. Dazu sind wir geschickt worden. Jedes Leben, das einer von uns lebt, ist wie eine bloße Skizze, ein erster Entwurf oder ein Modell eines späteren Lebens, das erst kommen wird. Dieses wird das unsere ausführen. Wir haben sozusagen aus uns Figurinen für die nächsten Menschen gemacht, diese werden uns erst ins Große und ins Lebendige übertragen müssen. Solche Figurinen sind wir alle und wie eine solche Figurine eines kommenden Lebens ist mir auch immer das Thun von Max Klinger erschienen: es hat den Künstler der Zukunft entworfen, nach dem wir uns sehnen, jenen gelassen Gewaltigen einer neuen Renaissance, der auf dem höchsten Berge steht, alle Leidenschaften gebändigt, alle Geheimnisse vernommen hat und nun mit ungeheurer Stimme in den Tumult der Menschen ruft, der Herr aller Künste und Kräfte, zu diesen mit Worten, zu jenen durch Gestalten, zu jedem in seiner Sprache und immer gleich mächtig redend, Städte bauend, Völker geleitend und über alles mit milder Weisheit gebietend. Das wird wohl die Bedeutung seines unruhigen, furchtbaren, einsam immer verlangenden Lebens sein. Aber so vehement es in seiner schenen und ungeduldigen Schönheit ist, es ist eben doch nur eine Figurine, wie eine ébauche. Es wird erst einer kommen müssen, der es erfüllen soll: einer, der dasselbe will und es auch kann. Aber der hätte ohne ihn nie kommen können. Er wird sein Geschöpf sein.

Ein Leben, das so im großen strebt und sich zur Zukunft wendet, soll man mit Dank betrachten. Es gilt im ganzen, nicht durch das einzelne, nicht durch dieses oder jenes Werk, das man später erst verstehen wird, wenn es eintritt, durch den Kommenden, in Erfüllung gegangen ist. Auf ihn weist Klinger hin und er macht uns nach ihm verlangen. Das ist sein Amt. Was hat es dabei zu sagen, ob er malen kann? Ich bekenne, daß ich mich um seinen „Christus im Olymp“ bemüht habe, aber er hat auf mich nicht wirken wollen. Ich bin gesehen und habe gewartet, aber es ist nicht gekommen, es haben sich immer nur Gedanken geregt, ich habe nichts empfinden können. Es geschieht mir bei seinen Werken immer, daß ich erst von ihnen weg sein muß; erst in der Ferne, erst in der Erinnerung fangen sie nachzuwirken an und lassen sich vernehmen, in ihrer Nähe vermag ich nichts zu spüren.

Man hat gesagt, daß er kein Maler ist. Aber er drückt doch Großes groß aus; ist uns das nicht genug? Aber, hat man gesagt, dann sind wir ja wieder beim alten Carton der Akademie angekommen, bei jenen „Maschinen“, die aus sich selbst nicht wirken können, sondern Gedanken herbeiziehen müssen! Und man hat Kaulbach genannt. Da sollte man doch nicht vergessen, daß es etwas anderes ist, wenn ein Maler irgend einen Gedanken malt, als wenn er im Malen immer auf dasselbe Problem kommt, dem er lieber entrinnen möchte und das ihn doch, wie das eigentliche Räthsel des Lebens, niemals verläßt. Dies scheint bei Klinger zu sein: daß er ein Heide ist, dem das Christenthum in den Weg tritt. Das Heidenthum ist in ihm so stark, daß er kein Christ werden kann, das Christenthum ist in ihm so stark, daß er kein Heide bleiben kann. Ein Streit, der in jedem von uns einmal getobt hat. Er wird in sich den Heiden nicht los, der mit freien Sinnen das schöne Leben

zu küssen verlangt. Er wird den Christen nicht los, der sich mit schmachtender Seele aus der Erde strecken will. Er kann nicht entsagen wie der Christ, denn in ihm schreit es nach der Pracht und nach der Lust des Lebens. Er kann nicht genießen wie der Heide, denn in ihm sehnt es sich aus der Noth des Lebens weg. So hat er gespürt, daß wir uns weder in diesem noch in jenem mehr beruhigen können, im Heidenthum nicht, weil unsere Seelen nach geworden sind, im Christenthum nicht, weil wir unsere Sinne nicht vergessen können, und daß wir darum hinaus müssen, aus beiden hinaus und in ein neues Leben hinein, das jene wie zwei schöne Tafeln lieber Vergangenheiten ehren mag, aber sich sein eigenes Gesetz bilden, nach sich selbst seine eigenen Götter schaffen wird.

Wie oft rufen wir uns selber zu: Seien wir doch einfach wieder Heiden! Warum sind wir es dann nicht? Darauf antwortet hier Klinger durch die Gestalt seiner Psyche, die vor Christus auf die Knie sinkt. Erinnern wir uns, daß Sokrates einen „Dämon“ hatte: eine innere Stimme. Diese innere Stimme hat nicht mehr verstummen können, sie ist es, die Christus zu den Menschen und in den Olymp gerufen hat. Sie können wir nicht betören, sie läßt uns keine Heiden mehr sein. Aber sind wir noch Christen? Man betrachte doch dieses Bild, besinne sich, was es geschehen läßt und drücke das in Worten aus. Auf dem Bilde tritt Christus in den Olymp ein, die alten Götter erblicken ihn, er geht auf den Zeus zu. Was sagt uns das? Hier Christus, dort Zeus, die alten Götter und der neue Gott. Wir sehen wohl: er ist anders wie sie; aber wir sehen auch, daß er ihnen seinen Besuch machen kann. Dies ohne Entrüstung zu sehen, ja, es in der Ordnung zu finden, ist uns möglich geworden. Was heißt denn das aber? Das kann doch nur heißen, daß Christus jetzt in derselben Entfernung von uns ist wie der Zeus. Glauben wir an den Zeus? Wir können ja sagen, indem wir es in einem vagen pantheistischen Sinne meinen und mit ihm die ewig waltende Kraft in der Natur verstehen: an einen lebendigen und persönlichen Zeus, der noch unter uns verumummt nach schönen Frauen auf Abenteuer geht, glauben wir nicht mehr, er ist uns nur noch ein Zeichen einer Idee. Indem er nun Christus zu ihm treten läßt, hat der Künstler von diesem doch wohl dasselbe gesagt und indem wir es sehen können, Christus wohl Zeus, stimmen wir ihm zu. Der Künstler drückt aus, daß Christus uns dasselbe geworden ist, was uns Zeus oder Ares oder Apollo ist. Er hat ihn unter die alten Götter treten lassen und wir glauben an die alten Götter nicht mehr. Man könnte ja auch malen: Wotan begegnet dem Zeus. Aber nur, wenn Wotan dem Zeus schon gleich geworden ist: wenn sie beide nur Mythologie sind. Ein gläubiger Germane würde niemals seinen Gott durch eine solche Begegnung entheiligen lassen. Daß es heute gute Christen gibt, die dieses Bild ertragen können (der Herr Dr. Ebenhoch, der da doch competent ist, hat erklärt, daß er es als „eine ebenso groß- als eigenartige Verherrlichung des Christenthums und seiner Lehre“ empfunden hat), kann uns beweisen, wie es mit ihrem Christenthum ist: sie glauben an Christus, wie wir an den Zeus.

Hermann Vahr.

Die drei Reitherfedern.

(Von Hermann Sudermann. Zum erstenmal aufgeführt am Deutschen Theater in Berlin).

Neulich sagte mir ein literarischer Colleague: „Es ist doch merkwürdig, wie viel reicher sich die bildende Kunst entwickelt hat als die Literatur. Und es hatte doch gerade hier so schön angefangen!“

Darauf hab' ich ihm geantwortet: „Ich glaube, daß Ihr literarischen Kritiker zum Theil die Schuld daran tragt. Wir haben für jeden Künstler von eigenem Wollen Respect gezeigt und ihm dadurch Respect erobert, wir haben an jedem Werk von Qualitäten das Positive betont und ihm dadurch Beachtung verschafft. Man hat uns manchmal ausgelacht, wenn unsere Hoffnungen sich nicht erfüllten, und wenn sie sich erfüllten, hat uns niemand gedankt. Aber trotz Spott und Undank haben wir den Strebenden die Atmosphäre von Aufmerksamkeit und Vertrauen geschaffen, in der sie leben und sich entwickeln konnten. Brauche ich zu beweisen, daß Ihr nicht dasselbe gethan habt? Fast in Euch allen steckt eben, wie frei Ihr Euch geberdet, das Stück vom Philologen und Schulmeister, das der Fluch jeder Kritik ist; Ihr glaubt Euch klüger und feiner als der Schaffende, weshalb Ihr immer auf Eurem Standpunkt bleibt, Euch nie auf seinen stellen könnt. Ich glaube natürlich nicht, daß wir von höherer Art sind; wenn ich das glaubte, würde ich das alles nicht haben sagen dürfen. Ich glaube nur, daß die Kunstgeschichte klarere Lehren gibt als die Literaturgeschichte, und daß der Schreiber dem Bildner objectiver gegenübersteht als dem Schreiber. Wenn Bildner über Bildner schreiben, dann geht es gerade wieder so zu, wie in der literarischen Kritik.“

Wenn ich damals schon Sudermanns „Drei Reitherfedern“ gekannt hätte, dann hätte ich hinzugefügt: „Ihr habt alle etwas vom Prinzen Witte, der niemals die Wirklichkeit nimmt, wie sie ist,